Maria Stuart, und die Jungfrau von Orleans.

„Man behauptet, der Kunstrichter „müßte nur die Schönheiten eines „Werks aufsuchen, und die Fehler „desselben eher bemänteln als blosstel„len. In zwei Fällen bin ich selbst der „Meinung. Einmal, wenn der Kunst„richter Werke von einer ausgemach„ten Güte vor sich hat. Zweitens, „wenn der Kunstrichter nicht sowohl „gute Schriftsteller, als nur blos „gute Leser bilden soll."

Lessing.

Eine Frau von Geist sagte, daß ihr Mariens Charakter in Schillers Trauerspiel durch nichts so anschaulich geworden wäre, wie durch Mortimers Betragen gegen sie in der Szene nach der unseligen Zusammenkunft zwischen den beiden Königinnen.

Diese Szene, in welcher Mortimers Leidenschaft bis zu einer so bedenklichen Höhe steigt, hat hie und da starken Anstoß gegeben. In der That ist sie für die theatralische Darstellung eine gefährliche Klippe, an welcher nur eine weiblich zart empfindende Schauspielerin in der Rolle der Maria ihren Mitschauspieler vorüberführen kann. Aber gerechtfertigt wird sie unstreitig durch

jenen Gesichtspunkt, den ein richtiges weibliches Gefühl traf, und jener Gesichtspunkt wirft zugleich ein sehr helles Licht über Schillers ganzes Gedicht.

Zu einer Zeit, wo in der Beurtheilung solcher Kunstwerke, welche den allgemeinen Geschmak des empfänglichen und gebildeten Theils unsrer Nation interessiren, zuweilen mit einer Pedanterie verfahren wird, die einer Molièreschen Geissel würdig wäre, kann es wahren Nuzen haben, in einer Sammlung wie die gegenwärtige, und in dem Tone, der einer Sammlung wie die gegenwärtige ziemt, einige Worte, nicht des Schuliargons, sondern des Verstandes und Herzens, über die zwei neuesten Schillerschen Schauspiele zu sagen. Von dem, was über diesen Gegenstand bereits öffentlich gesagt worden, war einiges so hochgelehrt, daß nur sehr wenige Männer es zu verstehen — glaubten. Ich gehe in meiner kurzen Untersuchung von einem weiblichen Gedanken aus, und rechne darauf, daß die Kupfer aus Maria Stuart, welche das diesjährige Taschenbuch zieren, dieses Trauerspiel in das Andenken der Leserinnen lebhafter zurükrufen.

Nur eine Frau, deren Persönlichkeit mehr Reiz als Hoheit ausdrükte, mehr verführerisch als imponirend war, nur eine femme à faiblesses, die der Ruf der Galanterie umgab, konnte auf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

einen jungen, durch heftige Sinnlichkeit zuerst zum religiösen Schwärmer hinausgespannten Mann so würken, wie Maria auf Mortimern. In der königlichen Leidenden erblikt er die holde Sünderin, und diese ist es, die, verschönert durch den gewaltsamen Auftritt, dessen Zeuge er von fern war, sein Blut bis zur Raserei entflammt. Ihre fromme Reue, die sanfte Würde, mit der sie Unglük und Unrecht trägt, hindern ja auch nicht, daß sie, selbst in der Handlung welche während des Stüks vorgeht, sich in ihrem Verhältniß mit Leicester noch auf dem alten Wege ihrer weiblichen Schwachheiten befinde; denn man würde sich sehr in Marien irren, wenn man glaubte, daß sie in diesem Verhältniß nur das schreklich dringende Interesse ihrer Lage empfände, daß nicht der heimliche Liebeshandel noch einen Reiz für sie behielte. So ist es denn auch schöne tragische Gerechtigkeit, wenn unmittelbar nach dem unwürdig grausamen Hohn ihrer Feindin, dessen Erfolg in Leicesters Gegenwart der Eitelkeit Mariens schmeichelte, Mortimers liebende Wuth die nämliche Saite wie Elisabeth berührt, und sie mit den Worten ängstet:

Nicht kalter Strenge klagt die Welt dich an,
Dich kann die heisse Liebesbitte rühren u. s. w.

Diese Idee von Mariens Charakter lag auch durch die Ausführung klar genug am Tage, um im Allgemeinen nicht eigentlich misverstanden zu werden; aber man hat hie und da gefunden, daß durch dieselbe das tragische Interesse von Mariens Situation verfehlt würde. Daß es auf eine etwas gefährliche Spize gestellt sey, könnte man allenfalls sagen, wenn eine solche Spize, auf welche nur Genie das Interesse zu stellen wagt, das Genie abschreken dürfte.

Maria, die in Fesseln gehaltene, einem Scheingericht und dem Tod auf dem Blutgerüst übergebene Königin, braucht sich nur als solche zu fühlen, um in vollstem Maasse tragische Person zu seyn. Was Marien, das Weib, betrift, so hat es Stimmen im Publikum gegeben, die gewünscht hätten, daß man in Ansehung ihrer wenigstens im Zweifel geblieben wäre. Dies hieß aber, was doch die Meinung nicht war, überhaupt etwas ganz Anderes wünschen als das Schillersche Trauerspiel. Man vergaß, daß die Königin, welche Marien unterdrükt und verdirbt, als Weib eine heuchlerische kalte Prüde ist, und daß in dem Kontrast zwischen diesen beiden Frauen das Charakteristische des ganzen Drama's liegt. Dieser Kontrast aber gestattete in Ansehung Mariens keinen Zweifel. Der Monolog der Elisabeth im vierten Akt, und Mariens Beichte, waren die Gelegenhei-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

d Innerste Welder aufsuch
wendigt, hier das liebens
n ihrem geheimsten Selbst
n magischen Lebenswürz
heimes Lasser, wie zum
digkeit ihrer Feindin die
Fanatismus sich auflösende
noch Geheimnisse giebt,
n ihrem Monolog nich
ist uns auch nicht. W
wüßte, ob es nur di
Feindschaft in Mari
n Ehrenmantel au
und die wilde Gl
dekt: darum bekümm
ihr Verrecht der unal
mit Rührung bedenken
ugendlich gefehlt
durch um nichts liebens
Wahrheit wüßten,
hasenswürdiger, d
die wirklich darunter l

inem Werke des Ge
s aus denen es besteht,
n. Es ist ein Kenn
sist, wenn die verschied
ß nur jeder für sich a
ß sie wechselseitig

ten, das Innerste Beider aufzudeken, dort das hassenswürdige, hier das liebenswürdige Weib, beide in ihrem geheimsten Selbst vorzuführen; und zur tragischen Liebenswürdigkeit Mariens gehörte bereutes Laster, wie zur tragischen Hassenswürdigkeit ihrer Feindin die in finstern politischen Egoismus sich auflösende prüde Koketterie. Ob es noch Geheimnisse giebt, die uns Elisabeth in ihrem Monolog nicht offenbart, das interessirt uns auch nicht. Wie es um ihre Tugend aussieht, ob es nur die Stimme der gereizten Leidenschaft in Mariens Munde ist, daß der Ehrenmantel auf ihren Thaten gleißend die wilde Glut verstohlner Lüste dekt: darum bekümmern wir uns nicht. Es ist das Vorrecht der unglüklichen Maria, daß wir mit Rührung bedenken, wie sie menschlich, jugendlich gefehlt. Sündenfrei wäre Elisabeth um nichts liebenswürdiger, und wenn wir sie lasterhaft wüßten, so wäre sie darum so viel hassenswürdiger, daß die Würde der Tragödie würklich darunter leiden möchte.

In einem Werke des Genie's soll man die Theile, aus denen es besteht, nicht zu einzeln betrachten. Es ist ein Kennzeichen der Schülerhaftigkeit, wenn die verschiednen Charaktere eines Drama's nur jeder für sich ausgearbeitet scheinen, ohne daß sie wechselseitig einander bestimmen.

Die Vorbilder der griechischen Tragiker, und am meisten des größten unter ihnen, des Sofokles, sind auch in diesem Stük für alle Zeiten der Kunst die gültigsten. Wie einfach, wahr und kräftig hat Sofokles die Chrysothemis, die Ismene, den Odysseus gezeichnet, und wie viel tragen sie zur lebendigen Darstellung der mit ihnen kontrastirenden Hauptpersonen bei, der Elektra, der Antigone, des Neoptolems? Diese griechische Lehre des Kontrasts, mit welcher das Geheimniß der moralischen Würde des Trauerspiels so sehr verbunden ist, schwebte Schillern in allen seinen neueren Werken ganz besonders vor, und er hat von dieser Seite nichts zu vermissen gelassen — als eine allgemeinere, gedachtere Empfänglichkeit dafür bei'm Publikum. Es ist ein leichter Tadel, der auf einer Seite die Darstellung von Mariens Leiden, in Verbindung mit ihrer nicht zu bezweifelnden Schuld, — (aber, wohl zu merken, einer Schuld, die ihre Unterdrüker nichts angeht) — und auf der andern die empörenden Kunstgriffe der Elisabeth trift; es ist ein Tadel, auf welchen sich kaum etwas erwiedern läßt, wie jeder Tadel, der in die gerechte Willkühr des Dichters eingreift — aber er fällt von selbst hinweg, wenn man beide Personen, die er in Anspruch nimmt, ihre Situation, ihr äusseres Handeln und ihre inneren Triebfe-

dern, nicht mehr abgesondert, sondern in ihren Wechselwürkungen betrachtet.

Schlimmer noch ist es mit eben solchem Tadel der Jungfrau von Orleans ergangen. Sollte es würklich die Aufklärung unsrer Zeiten seyn, die diesem poetischen Werke so manche unpoetische Aufnahme verschafte, so verdiente die Aufklärung unsrer Zeiten in der That einen Theil des unartigen Wizes, womit sie von einer gewissen Seite her bestürmt wird. Jeanne d'Arc mußte entweder als eine angestiftete Gauklerin, oder als eine sich selbst betrügende Schwärmerin, oder endlich als eine würkliche Inspirirte, von dem Dichter aufgefaßt werden. Wie wenig poetisch der erste, und selbst auch der zweite Gesichtspunkt gewesen wäre, fällt in die Augen — was bliebe aber gegen den dritten einzuwenden? Der Dichter wenigstens sollte doch darauf rechnen dürfen, uns zu Gemüthe führen zu können, „daß es mehr Dinge im Himmel und auf Erden giebt, als unsre Philosophie sich träumen läßt!"

Schiller schuf also eine Inspirirte, mit allem Glanz der Poesie, dessen dieser Gegenstand so besonders empfänglich war, zugleich aber auch mit aller Macht und Besonnenheit des poetischen Verstandes, der in dem lyrischen Stof die Fäden nicht übersah, an welche sich Darstellung menschlicher Natur reihte. So ward Johanna nach

außen Prophetin und Wunderverrichterin, von innen rührend einfältige Idiotin. Es wird vielleicht eine Tradition für unsre Bühnen werden, daß nicht die Schauspielerinnen, welche durch Gestalt, Ton, Gewohnheiten des Spiels, zu den heroischen Rollen bestimmt sind, die Rolle der Johanna übernehmen sollen. Diese Observanz hätte sehr guten Grund. Interessant ist die Jungfrau nur, insofern sie ihren hohen Beruf nur leidet; das gute Hirtenmädchen trägt, was auf ihre Schultern geleat ward, und der Augenblik, da das Weib in ihr erwacht, dieser Augenblik, in welchem, der Idee des ganzen Gedichts gemäß, die Zauberwelt und die Welt des menschlichen Herzens zusammenfließen, knüpft den Knoten der romantisch-tragischen Handlung.

Warum verstummt Johanna vor der Anklage ihres Vaters? Warum scheint der Himmel gegen sie zu zeugen? Warum bricht sie nach drei Tagen gegen Raimond ihr Schweigen? Warum scheint sie Lioneln zu fürchten, nachdem sie abgebüßt, was ihre Augen und ihr Herz verbrachen, nachdem sie verkündet:

In mir ist Friede — komme was da will,
Ich bin mir keiner Schwachheit mehr bewußt?

Diese und ähnliche Fragen sind von vielen Lesern der Jungfrau gethan worden. Zu beantworten sind sie sehr schwer, und sehr leicht, wie man es nimmt. Vermag man nicht, sich in jene doppelte Welt zu finden, in welcher die Willkühr des Dichters sich bewegte, erkennt man nicht, wie in seinem Werk beide gegenseitig auf einander einwürken und einander motiviren, ist man nicht gestimmt, dasjenige was keines andern Grundes bedarf als der Fantasie des Dichters, zunächst blos zu empfangen, und dann erst zu deuten und zu beurtheilen: so wird man auch durch keine Erklärungen befriedigt werden. Sonst aber kann nichts klarer seyn, als was mit Johanna vorgeht. Indem sie sich dem Schiksal, das sie als gerechtes Gericht erkennt, still unterwirft, versöhnt sie sich mit sich selbst. Sie ist keine Zauberin: das weiß sie; daß sie aber dafür gehalten werde, fühlt sie als den Willen der Himmlischen, deren erhabner Sendung Lionels Anblik sie entrükt hatte. Bürgschaft dieses Willens sind ihr ihres Vaters Zeugniß und die Donnerstimme des Himmels, die den Menschen für Beweise ihrer Schuld galten. Auch gegen Raimond wollte sie sich nicht rechtfertigen: wie sie die Hand des guten Jünglings nahm — des einzigen Mannes, dessen Neigung ihr heiliges Gemüth nicht verlezt — wie sie die drei Tage an seiner Hand gieng, glaubte

sie ihn von ihrer Unschuld überzeugt. Wie nun ihr Inneres beruhigt ist, wie in der kindlich frommen Resignation die Regung für Lionel untergegangen ist, erscheint sie heiterer, als sie selbst vor jenem Sturme war; sie hat den Kampf mit ihrem schweren Beruf überstanden, sie steht vertrauensvoll da, im Vorgefühl ihrer nahen Verklärung, ein offenes Gefäß für die Wunder, die noch kommen werden. Sie hat nicht mehr die bestimmte Ahnung dieser Wunder, aber sie hält sich wieder für würdig, daß Wunder durch sie verrichtet werden, wenn die Fügung des Himmels welche erfordern wird. Was sie empfindet, als sie zu Lionelen gebracht werden soll, ist nicht Furcht vor sich selbst, sondern leidenschaftlicher Abscheu vor dem Anlaß ihres Bruchs mit dem Himmel. Als sie ihn würklich wiedersieht, zeigt ihr kalter, harter Widerwille, daß sie ihn nie liebte, daß ihm nur für einen kurzen Augenblik gegeben worden war, die gottgesandte Jungfrau von ihrer Höhe herabzuziehen, und ihren reinen Sinn zu verwirren.

Wenn bei diesem allen der Zusammenhang, die Motive und die Resultate einer faßlicheren, gemeineren Natur noch vermißt werden, so ist es doch in der That nicht die Schuld des Dichters, der seinen Stoff hinlänglich angedeutet hat, und auch hier, mit seiner Agnes Sorel, mit den wenigen zarten Zügen, welche die eine Schwester

der Jungfrau auszeichnen, die Kunst der dramatischen Malerei durch Kontrast schön übte. Wagte er es ja sogar, seinen Talbot in einen gleichsam zerstörenden Kontrast mit der überirdischen, wunderbaren Welt, auf welcher das ganze Drama beruht, zu stellen! Die Aufklärung hätte sich doch wenigstens an diesen Charakter halten können, in welchem sie einen Wortführer hatte, dessen sie sich eben nicht zu schämen brauchte.

Noch hat der schwarze Ritter zu manchen Misverständnissen und Zweifeln Anlaß gegeben. Wenn man die e Erscheinung auch eben nur von der Fantasie ihres Schöpfers empfangen hätte, so würde man, zum Theil wenigstens, gleichfalls mit ihr im Reinen gewesen seyn. Zum mindesten hätten aber Reminiszenzen aus Shakspeare's fantastischer Welt die Frage verhindern sollen, welche würklich aufgeworfen worden ist: warum der böse Geist als Warner komme? ob er denn würklich den Augenblik verhüten wolle, der den Bund der Jungfrau mit dem Himmel zu zerreissen droht? — Sind etwa die Hexen im Macbeth nicht auch Warnerinnen? Und ist die Rettung von Macbeths Seele ihre Meinung? Der Himmel winkt der Jungfrau nach Rheims; auf ihrem Wege dahin erscheint ihr als Vorbild und Vorbote ihres nahen Strauchelns das doppelzüngig falsche Wesen, das sie erschreken und verwirren will—

in welchen metaphysisch-politischen Verhältnissen übrigens der Himmel und die Hölle, wenn wir sie als zwei streitende Mächte denken, hierbei mit einander stehen, läßt sich freilich nicht so genau bestimmen, und es dürfte allerdings eine Frage seyn, ob diese Erscheinung den Prospekt der Wunderwelt, welche der Dichter sonst in hellglänzender, aber sehr weiter Ferne gehalten hat, nicht für den Augenblik verrüke? Hat dieser Geist, wie aus einer Anrede der Jungfrau zu schliessen, Talbots Gestalt angenommen, so bleibt die Frage die nämliche. War es aber die Meinung des Dichters, daß würklich des nur eben, und nicht sehr erbaulich verschiedenen Talbots Geist hier erschiene, der es freilich wohl wußte, daß das Glük die Treue haßt und keinem bis an's Ende dient, so wird sie nur noch verwikelter.

L. F. Huber.

An meine unbekannten Freunde.

Welch ein labender Hauch umweht mich! Geister der Barden
Dieses heiligen Hains, kündigt ihr euch mir an?
Oder will im Gedüft von Nachtviolen und Narden